Orient, in kühnen, stolzen, mächtigen Farben, aber ohne ein persönliches Verdienst jenseits der Schablone. 1888 wurde er im Bar gegen den radicalen Candidaten Forour, den Bürgermeister von Toulon, 1889 im zweiten Bezirk von Toulon für die Kammer gewählt, wo er mit seiner geraden, ungelenken Leidenschaft in dem künstlichen Getriebe von klugen Ränken und verschmitzten Listen geringe Bedeutung hat...

Er ist derb, ungelenk, klobig, mit etwas vom Gabillon in den großen, breiten, wuchtigen Gesten, in der knöchernen Stimme, welche die Worte wie Blöcke schleudert. Er schlenkert aus einem schmierigen, grauen, alten Kittel heraus mit einer wilden und ruppigen Gemüthlichkeit. In der versunkenen, wüsten Miene, unter den kurzen Borsten der weißen Haare, unter den nassen, leeren, trüben Augen, die zwinkern, glänzt die feiste, fleischige, blaue Nase wie eine phantastische Gurke ...

„Ich bin Freidenker, absoluter Freidenker, radicaler Freidenker. Also — einen religiösen Antisemitismus gibt's bei mir nicht, sondern nur einen socialen. Dem allerdings verschließe ich mich nicht. Man müßte ja blind sein. Panama und überhaupt alle großen Betrügereien — wer ist da immer der erste? Juden, nichts als Juden. Ich kenne Juden, die ich ungemein schätze und verehre. Aber das räumt die Thatsache nicht weg, daß alle diese widerlichen Scandale der letzten Jahre ihre Herkunft und ihre sindigsten Leiter in den Juden hatten. Das ist das Verdienst von Drumont, daß er der erste war, das zu beweisen. Das scheint mir unwiderleglich. Ich sehe der Welt jetzt doch schon lange genug zu. Ich habe 71 Jahre und ich muß sagen, wenn ich vergleiche und mich erinnere: Vor fünfzig Jahren war von dieser entsetzlichen Corruption, die heute wüthet, noch keine Spur, sondern da sind nur die Juden schuld, die sich von Deutschland her auf unser armes Land geworfen und es verlottert haben."

„Ich hätte erwartet, daß Sie als Socialist die Schuld der ganzen Bourgeoisie geben müßten."

„Natürlich der Bourgeoisie, aber der Jude ist ihr deutlichster und bequemster Ausdruck, und die Juden sind die besten Erzieher zu den bürgerlichen Verbrechen. Natürlich, wenn ich Jude sage, meine ich damit nicht den armen, der arbeitet und darbt, und ich meine nicht blos den Israeliten, sondern es ist ein kurzes Wort für alle Ausbeuter und Schwindler überhaupt. Das Jüdische liegt ja nicht in der Race und nicht in der Religion, sondern in der socialen Stellung. Ohne die Juden wäre die Bourgeoisie niemals so gemein und so gefährlich geworden. Das haben die Juden und die Protestanten gemacht — nämlich, mit den Protestanten ist es genau die nämliche Sache, und eine Geschichte der Corruption in Frankreich wäre eine Geschichte der jüdischen und protestantischen Mache. Diese zwei Classen von Fremden theilen sich in die Herrschaft über uns, und den Profit haben Deutschland und England — denken Sie blos, daß alle unsere auswärtigen Minister und ebenso die meisten Minister der Marine, diese unfähigen Idioten, Protestanten gewesen sind. Gegen diesen ewigen Betrug und Verrath des Volkes und des Staates muß man sich endlich empören, und die Dauer dieses Zustandes, dessen Symbol der Jude ist, ist unerträglich. Darum bin ich Antisemit."

„Aber wie denken Sie sich die Lösung des Antisemitismus? Welche Mittel schlagen Sie vor?"

Er sinnt mürrisch einen Moment und kraut sich hinter den großen, dicken, wulstigen Ohren. Dann, indem er unwirsch die Schultern schupft: „Es gibt keine andere Lösung als durch einen gründlichen Wechsel des öffentlichen Geistes. Der Geist muß geläutert und zur Empörung gegen die Herrschaft des Schwindels gebracht werden. Wir brauchen eine Reinigung und Wiedergeburt der Sitten, in welchen dann alle Laster der Ausbeutung, welche ich kurz jüdisch nenne, nicht mehr möglich wären."

„An eine Austreibung der Juden denken Sie nicht?"

„Das ist ein Unsinn. Erstens geht es nicht und zweitens wäre es eine abscheuliche Ungerechtigkeit. Wir wollen doch nicht die Rechte der Juden verkürzen, sondern wir wollen nur nicht, daß sie die unseren verkürzen. Wir wollen sie nicht unterdrücken. Wir wollen nur nicht, daß sie herrschen."

„Denken Sie an irgend welche Gesetze gegen die Juden?"

„Unter gar keiner Bedingung. Ich halte es für ganz unstatthaft. Solche Wünsche hätten bei uns auch kein Glück. Sie sind zu sehr gegen den Geist und alle Traditionen unseres Volkes. Ich selber wäre ihr erster Gegner: denn sie würden die Freiheit und Gleichheit verletzen, für die wir kämpfen. Nein, keine Gesetze, keine Gewalt gegen die Juden! Schaffen wir den Schwindel aus dem öffentlichen Leben und das Jüdische wird von selber verschwinden. Ehrliche Gesinnung ist das einzige Mittel gegen das jüdische Beispiel. Der ganze Antisemitismus hat für mich sonst keine Bedeutung, als daß er eine solche Gesinnung wecken soll. Deswegen erzählt er Fälle, die entrüsten und erregen, und hetzt. Also besonders die entsetzlichen Schilderungen aus Algier, wo die Araber, diese unsäglich ritterliche und vornehme Race, von den Juden in der That schauerlich gekechtet und ausgesogen sind. Das muß doch das Volk allmälig zu Besinnung über unsere schimpflichen Zustände führen. Anders ist eine Lösung der Frage nicht möglich. Es gilt eine Wiedergeburt der Moral im Volke, die aus eigener Kraft geschehen muß — Gesetze, Verordnungen können nichts nützen. Das scheint mir der Sinn der antisemitischen Bewegung. Die — ich wiederhole es — gegen keine Religion, gegen keine Race, sondern gegen sociale Uebel ist. Ich wiederhole es: Ich habe gute alte Freunde, die Israeliten sind, ohne Juden zu sein, und ich kenne eine Menge Christen, die sehr schlimme Juden sind. Jude ist nur, wer ohne Arbeit vom Betruge lebt. Nur gegen diese geht die Bewegung."

An der Thüre erkundigt er sich noch nach Oesterreich, nach den jungen Tschechen besonders, die ihm gefallen, und erzählt von den alten Genossen, von Bem, Klapka, Kossuth und Pulsky. „Ja — ich kenne so ziemlich Alles ein bischen, das irgendwo auf der Erde für die Freiheit gerungen hat. Ich habe ja selber eine Zeit auf der ganzen Fläche des Globus für die Revolution gekämpft. Später habe ich mir dann freilich andere Zerstreuungen gefunden."

Die Braunauer Brücke.

Wien, 3. August.

Man ist bei uns nicht daran gewöhnt, daß unsere Industriellen sich ihrer Haut erwehren, wenn sie unsanft angefaßt werden. Bei uns machen heutzutage nur die Schuhmacher und die Gemüsegärtner die Weltgeschichte, was diesen ganz gewiß nicht übel genommen werden soll. Es steht aber dahin, ob wegen unserer Industrie den ganzen Sommer über ein Theil des Parlaments sich ins Joch gespannt hätte? Denn unsere Industriellen haben bislang geschwiegen und immer nur geschwiegen, ob ihnen auch da und dort mehr als einmal arg mitgespielt wurde.

Um so erfreulicher ist das Aufraffen einer Gruppe unserer Eisenbranche in einem Falle, welchen die „Deutsche Zeitung" der Oeffentlichkeit übergeben hat. In der Affaire der Braunauer Brücke ist ein entscheidender Schritt erfolgt.

Eine Deputation der Montan-, Eisen- und Maschinen-Industriellen in Oesterreich, vertreten durch die Herren Vicepräsidenten B. Demmer, Director der Wiener Locomotivfabriks-Actien-Gesellschaft in Floridsdorf, und E. Palmer, Generaldirector der Oesterreichisch-Alpinen Montan-Gesellschaft, übergab heute ihr Promemoria und fand Gelegenheit, auch mündlich dem Handelsminister detaillirte Aufklärungen in der Sache zu geben. Die Eingabe des Montanvereines berichtet zunächst das nackte Factum in folgender Weise:

„Die von dem hohen k. k. Ministerium des Innern ausgeschriebene Offerte betreffend die Lieferung und Aufstellung des eisernen Ueberbaues der Straßenbrücke zwischen Braunau und Simbach über den Inn umfaßte die Lieferung von 9250 Metercentner Eisenconstruction, wovon 5550 Metercentner auf den baierischen und 3700 Metercentner auf den österreichischen Brückenantheil entfallen.

Oesterreichische Brückenbau-Anstalten betheiligten sich an der Concurrenz, und waren für den österreichischen Antheil die billigsten Offerenten:

die k. k. Hof-Eisenconstructions-Werkstätte von Ignaz Gridl in Wien, und

die Böhmisch-mährische Maschinenfabriks-Actiengesellschaft in Prag,

beide mit einem Preise von 22 fl. per Metercentner Eisenconstruction.

Diesem Anbote standen deutsche Brückenbauanstalten gegenüber, deren billigstes jenes der Firma Kramer-Clett in Nürnberg war und für den österreichischen Brückenantheil auf 37 Mark per Metercentner lautete, das ist zum Kurse einer Mark zu 60·7 kr. gerechnet, ein Preis von 22 fl. 46 kr. per Metercentner, welcher demnach die bestbietenden österreichischen Offerten per 22 fl. um 46 kr. per Metercentner überstieg.

Hierbei möge noch erwähnt werden, daß die Firma Kramer-Clett 0·20 Mark per Metercentner für den Fall Mehrforderung stellte, als eine Abänderung der Pläne nothwendig wäre, eine Forderung, welche die österreichischen Offerenten nicht aufstellten; ferner kommt hierbei nicht in Betracht, verdient aber hervorgehoben zu werden, daß nach der öffentlichen Offertverhandlung die Firma Kramer-Clett veranlaßt wurde, in einer Nachtrags-Offerte billigere, der österreichischen Offerte nahezu gleichkommende Preise zu stellen — ein Vorgang, der nicht usuell ist und eigentlich eine jede Offertverhandlung überflüssig macht.

Und nun geschah das Unglaubliche!

Der österreichische Antheil an dem genannten Brückenobjecte mit dem billigsten, das ist einem österreichischen Offerenten, wurde nicht diesem, sondern der genannten baierischen Firma sammt einem theureren Anbote zugesprochen.

Angesichts dieser Thatsache drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Unter welchen Umständen kann denn überhaupt der österreichische Fabrikant noch in Concurrenz treten?

Ist der inländische Offerent theurer als der ausländische, dann ist Letzterer eo ipso Sieger, er ist es aber auch — wie im vorliegenden Falle — wenn der inländische der billigere ist.

Ein derartiger Vorgang ist darnach angethan, die heimische Industrie auf das Tiefste zu schädigen, ja ein solcher Vorgang kann in seinen Consequenzen auf den Bestand der Industrie geradezu vernichtend wirken.

Technische und finanzpolitische Momente wurden geltend gemacht, um die genannte Offertvergebung an die theuren ausländischen Fabrikanten zu rechtfertigen.

Die Eisenindustriellen wie die Brückenbauer — die doch auch Techniker von Beruf sind — finden keinen technischen Grund dafür, die gesammte Eisenconstruction nur an eine Firma (an die baierische) zu vergeben; dieser Grund widerlegt sich von selbst dadurch, daß die Offertausschreibung die separate Vergebung des österreichischen Antheils vorsah und dies doch nicht hätte geschehen können, wenn einer solchen separaten Vergebung technische Schwierigkeiten entgegengestanden wären, die ja doch nicht erst in der Zeit bis zur Brückenvergebung hätten zu Tage treten können.

Haben aber solche technische Bedenken wirklich bestanden, warum wurden dann die österreichischen Industriellen separat für den österreichischen Brückenantheil zur Offertstellung aufgefordert? Es wäre ohne eine solche unseren Industriellen das beschämende Resultat erspart worden. Im Uebrigen soll nicht ungenannt bleiben, daß bereits eine größere Anzahl bedeutender Brückenobjecte (darunter auch solche der k. k. Staatsbahnen) von zwei- und noch mehreren Brückenbauanstalten gemeinschaftlich ausgeführt wurden.

Und nun gar der finanzpolitische Grund für den Offertzuschlag an die baierische Firma. Dieser finanzpolitische Grund besteht darin, daß durch die Einfuhr baierischen Eisens dem Finanzärar eine beträchtliche Einnahme aus den hierbei erzielten Eingangszöllen erwachsen wäre.

Ein solches Motiv fordert nicht nur die Eisen-, sondern die Gesammtindustrie zum energischen Protest heraus.

Eine derartige Rücksichtnahme wäre mit der Aufhebung der Zölle bei Lieferungen an den Staat gleichbedeutend, ein Umstand, der mit dem Geiste und der Handhabung der Zollgesetzgebung in flagrantem Widerspruch steht — einer Gesetzgebung, welche auf der Erkenntniß von der Schutzbedürftigkeit unserer Industrie basirt.

„Godschränderl" versehen war, saß mehr in der Schänke, als er sich bei seinem Fuhrwerke auf dem Standplatze befand, und war in der Auswahl seiner Fahrgäste und deren Fahrzielen sehr schwierig. Mehr als zwei Personen nahm er nur ungern in seine abgenützten Zwei- und Viersitzer auf, und weite Strecken legte er nicht gerne zurück, weil sie ihn zu lange vom Wirthshause fernhielten, „seine Roß' geschont werden müssen", und weil er hauptsächlich das Kutschiren und lange Fahren auf der Straß'n auch schon für viele Arbeit erklärte.

Während die alte Hausruckerin und ihre unmittelbaren Nachfolgerinnen selber Wagen wuschen und „Zeug" putzten, war die selche Liesi zu solcher Arbeit nicht zu bewegen. Meist ein Kind auf den Armen, in fortwährendem Tratsch und Klatsch mit ebenso faulen Nachbarweibern zusammen, überließ sie jede Geschäftsthätigkeit dem Stallpatsch[*]) oder Kutscher, welche unbeaufsichtigt natürlich die denkbar schlechteste Arbeit leisteten.

So kam es, daß die Wirthschaft allmälig abwärts ging, sie dem Lackirer, Sattler, Wagner, Hafer- und Heuhändler schuldig blieben, und auch das letzte eingekaufte Pferd noch nicht gezahlt hatten.

Der Kutscher, auf seinem Standplatze gleichfalls im Stad' · es wie sein Herr, so daß die ärgerlichsten Auftritte wegen zu geringen Verdienstes an der Tagesordnung waren.

„Ja, Schorschl," sagte Samstag Abends Hausrucker, „heut bringst wieder nur zwa Gulden z' Haus — was soll i denn mit die paar dalketen Reitsch anfangen?"

„Was woaß i net — i hab' net mehr verdient, als fünf Flöxln, drei g'hör'n mein auf'n Tag — bleib'n für Ihna gna."

„Jo, wo was soll i denn nacher Roß und Wag'n bestreiten, Steuer zahl'n und Weib und Kind erhalten, wann du, Lump, am Standplatz Maulaffen feil hast und nur was auf a Schartl z' Haus bringst?"

„Was hab'n denn Sie verdient mit dera großen Gosch'n? — A Vorladung auf die Polizei, weil S' wieder gestern

*) Stallpage = junger Pferdeknecht.

net mit Ihnern Numero am Nordbahnhof war'n — i allani kann mit meine zwa Bachzendln da und dem alten Kalesch net alles zamma rackern, was Se verfausen, verschnapsen und verspiel'n."

„'s Maul halten, das geht di an — Musikanten an, was i thua und brauch'! Saufen und schnapsen, ja, bei der Gigeritschen . . ."

„Na, bei da Gigeritschen net, aber in da „Mitgrub'n"[*]) Eben wollte der aufgebrachte Hausrucker von seinem Kutscher wörtlich ins Herz getroffen, zu einem tüchtigen Schlage ausholen, als seine Frau mit allen sechs Kindern unter einem fürchterlichen Geschrei und lärmenden Durcheinander in die Stube trat und die Aufmerksamkeit der Streitenden auf sich lenkte.

„Du, Hausrucker," schrie sie, „Jesus, Marand Josef, was bei uns g'scheg'n is, das is niederträchti, himmelschreiend — a wahre Todsünd — da kann ka Glück und Seg'n auf uns kommen, da muaß unser Herrgott sei Hand von uns abzieh'n."

„Ja, was is denn g'scheg'n?" frugen erschrocken Herr und Kutscher.

„Na, wie i jetzt aussi geh' und weil heut Samstag is und glei Achte g'läut' wird, den Herrgott unterm Hausthor aufputzen und 's Lamperl anzünden will, sieh i, daß das Crucifix und die Mauer rund herum mit Stallmist angʼschmiss'n und verunreinigt san. Wann mi Aner ang'stochen hätt', so hätt' i kan Tropfen [illegible] n mir geb'n — so bin i ·schrock'n. Jessas, Marand Josef, a so a Herrgottsfrevel! Wer nur das gethan hab'n muaß?"

Alle Hans- und Nachbarsleute stürzten mit den Hausruckers in den Thorflur und starrten voll Entsetzen auf das verunglimpfte, arg beschmutzte Bild des Gekreuzigten. Es entstand ein ungeheurer Zusammenlauf von Menschen, welche alle höchst erregt nach dem Uebelthäter frugen und mit den Fäusten in der Luft herumdrohten. Da wollte es der Zufall, daß der im Hause rückwärts im Hofe wohnhafte Hausirer Marcus Dotter mit seinem Hausirkasten und der Ledertasche, um seinen Geschäften nachzugehen, die Einfahrt passirte. Mit ihm waren auch seine Frau und seine drei älteren Kinder, darunter auch der Sohn Marcus, theils um den Vater bis zum Thor zu begleiten, theils aus Neugierde, des entstandenen Lärmens wegen, erschienen. Der Hausirer, der vorsichtig seinen Hut abgenommen, schüttelte unwillig und ärgerlich sein Haupt und sagte zu seiner Frau, so daß es von den Umstehenden gehört werden konnte: „Gott über die Welt, was gibt es doch für schlechte, niederträchtige Menschen — was hat ihnen der arme Herrgott gethan? — Der Schlag soll sie treffen."

Plötzlich klang aus der Mitte des erregten Menschenknäuels eine dünne Stimme: „Der Marcus hat's gethan." Ohne zu prüfen, wer diese Beschuldigung und ob mit Recht ausgesprochen, wendete sich eine Rotte wilder Weiber und halbwüchsiger Bursche gegen den Juden und seine Familie, welche in nicht geringe Gefahr kamen, aufs Aeußerste mißhandelt zu werden.

„Schema' krol," schrieen Herr und Frau Dotter, welchen Entsetzensausruf der kleine, fromme Marcus mit den Worten: „Adonai echot!" ergänzte, „unser Marcus leben — wer kann so etwas von ihm sagen — wer hat ihn gesehen — wer kann ihm das beweisen — nix können se ihm beweisen."

Der kleine Marcus aber fing heftig zu weinen an und stellte mit der ganzen Entschiedenheit eines Unschuldigen die ihm zugemuthete sträfliche Handlung in Abrede. Um seine Waaren besorgt, deren Zertrümmerung in nächster Aussicht stand, setzte Dotter seinen Hut auf und drängte die auf ihn Anstürmenden zum Schutze seiner Thermometer und seines Waarenkastens zurück. Das war aber das Zeichen zur Uebung der Selbstjustiz durch die aufgebrachte Masse. Man schlug ihm den Hut vom Kopfe, und weiß Gott was geschehen wäre, wenn nicht im Augenblicke eine aus zwei Polizeisoldaten bestehende Patrouille erschienen und dazwischen getreten sein würde. Mag erklärte den armen Dotter sammt seinem Stöckchen für arretirt, und diewell sich dessen Gattin, ihre [illegible]igen Kinder zu besorgen, heulend in die Wohnung begab

[*]) Mitgrube: Schild eines allen, nicht mehr bestehenden renommirten Weinhauses in der Kärntnerstraße Nr. 15.